WIE ICH VERSUCHTE,
ALS TIER ZU LEBEN
EXKLUSIVE
LESEPROBE
DER
GESCHMACK
VON LAUB UND
ERDE
CHARLES FOSTER
MALIK

© privat

CHARLES FOSTER

ist ausgebildeter Tierarzt und Anwalt, unterrichtet Ethik und Rechtsmedizin in Oxford. Er ist Fellow der Royal Geographical Society sowie der Linnean Society, ist auf Skiern zum Nordpol vorgestoßen und hat am Marathon de Sable teilgenommen. Charles Foster hat Bücher zu diversen Reise-, Philosophie- und Wissenschaftsthemen publiziert; dies ist das erste, das auch auf Deutsch erscheint. Er lebt mit seiner Frau und seinen sechs Kindern in Oxford und in einem Cottage im Exmoor. www.charlesfoster.co.uk

Vorbemerkung des Autors

ICH WOLLTE WISSEN, WIE ES IST, EIN WILDTIER ZU SEIN.

Möglicherweise kann man das erfahren. Die Neurowissenschaften helfen uns dabei, und ein bisschen Philosophie und eine Menge Lyrik von John Clare tun das Ihre dazu. Aber vor allem muss man den Stammbaum der Evolution gefährlich weit hinunterklettern, bis in ein Loch in einem walisischen Hügel und unter die Steine eines Flusses in Devon, man muss etwas über Schwerelosigkeit lernen, über die Gestalt des Windes, über Langeweile, Mulch in der Nase und das Zittern und Knacken sterbender Wesen.

Im Allgemeinen hieß Schreiben über die Natur, dass Menschen, die wie Kolonialherren durch die Welt stolzierten, schilderten, was sie aus 1,80 Meter Höhe sahen, oder dass Menschen so taten, als würden Tiere Kleider tragen. Dieses Buch ist ein Versuch, die Welt aus dem Blickwinkel unbekleideter walisischer Dachse, Londoner Füchse, Otter im Exmoor, von Mauerseglern aus Oxford und Rothirschen in Schottland und Südwestengland wahrzunehmen; zu lernen, wie es sich anfühlt, sich schlurfend oder gleitend durch Landschaften zu bewegen, die vor allem von Gerüchen und Geräuschen und weniger von visuellen Eindrücken geprägt

sind. Es war der Versuch eines literarischen Schamanismus, und es hat sagenhaften Spaß gemacht.

Wenn wir einen Wald betreten, teilen wir die sensorischen Reize, die er bietet (Licht, Farbe, Geruch, Klang etc.), mit allen anderen Geschöpfen, die sich dort aufhalten. Aber würde auch nur eines von ihnen diesen Wald anhand unserer Beschreibungen wiedererkennen? Jedes Lebewesen erschafft in seinem Gehirn eine andere Welt. Es lebt in dieser Welt. Wir sind von Millionen unterschiedlicher Welten umgeben. Sie zu erforschen ist eine aufregende neurowissenschaftliche und literarische Herausforderung.

In den Neurowissenschaften hat es in letzter Zeit beträchtliche Fortschritte gegeben. Wir wissen oder können aufgrund der Arbeiten über ähnliche Spezies intelligent schlussfolgern, was in der Nase und den für den Geruchssinn zuständigen Gehirnregionen eines Dachses vorgeht, wenn er durch den Wald streift. Aber das literarische Abenteuer steckt noch in den Anfängen. Es ist eine Sache zu beschreiben, welche Hirnregionen eines Dachses in einem Kernspintomografen aufleuchten, wenn er eine Nacktschnecke riecht. Eine völlig andere ist es jedoch, das Bild eines ganzen Waldes zu malen, wie er sich dem Dachs darstellt.

Traditionelle Naturschilderungen kranken an zwei Fehlern: Anthropozentrismus und Anthropomorphismus. Die Anthropozentristen beschreiben die Natur, wie Menschen sie wahrnehmen. Da sie Bücher für Menschen schreiben,

mag das in kommerzieller Hinsicht recht clever sein. Aber es ist ziemlich langweilig. Für die Anthropomorphisten sind Tiere einfach Menschen in anderer Gestalt: Sie stecken sie in echte (etwa Beatrix Potter) oder metaphorische Kleider (so Henry Williamson) und statten sie mit menschlichen Sinnesorganen aus.

Ich habe versucht, beide Fehler zu vermeiden, und natürlich ist es mir misslungen.

Wenn ich eine Landschaft beschreibe, wie ein Dachs, ein Fuchs, ein Otter, ein Rothirsch oder ein Mauersegler sie wahrnimmt, bediene ich mich zweier Methoden. Erstens vertiefe ich mich in die relevante physiologische Literatur und finde heraus, was man aus dem Labor über die Funktionsweise dieser Tiere weiß. Zweitens tauche ich in ihre Welt ein. Wenn ich ein Dachs bin, hause ich unter der Erde und esse Regenwürmer. Wenn ich ein Otter bin, versuche ich, im Wasser mit den Zähnen Fische zu fangen.

Bei der Beschreibung der physiologischen Erkenntnisse muss man die Aufgabe meistern, nicht langweilig zu sein oder in einen unverständlichen Fachjargon zu verfallen. Bei der Beschreibung, wie es ist, Regenwürmer zu essen, gilt es zu vermeiden, dass man als schrullig und lächerlich abgetan wird.

Die den Tieren zur Verfügung stehenden Sinnesorgane geben ihnen eine viel, viel größere Farbpalette an die Hand,

mit der sie das Bild des Landes malen, als sie irgendein menschlicher Künstler je besaß. Dass die Tiere so eng mit dem Land verbunden sind, verleiht ihnen eine weitaus größere Autorität, als selbst ein Farmer sie beanspruchen kann, dessen Vorfahren hier schon seit dem Neolithikum die Scholle bestellen.

Das Buch ist anhand der vier klassischen Elemente aufgebaut, jedes wird durch ein, die Erde durch zwei Tiere repräsentiert: Für die Erde buddeln sich Dachse durch den Untergrund, und der Rothirsch galoppiert darüber hinweg; der Stadtfuchs, der helles Licht kennt, steht für das Feuer; der Otter für das Wasser; und für die Luft der Mauersegler, dieser ultimative Himmelsbewohner, der auf seinen Schwingen schläft, sich nachts von thermischen Strömungen in die Höhe schrauben lässt und kaum je landet. Hinter dieser Aufteilung steht die Vorstellung, dass etwas Alchemistisches passiert, wenn man die vier Elemente im richtigen Verhältnis mischt.

Kapitel 1 gibt einen Einblick in die Probleme meines Herangehens. Es versucht, einige davon durch Vorwegnahme aus der Welt zu schaffen. Wenn Sie keine Probleme sehen, überblättern Sie das Kapitel, und begeben Sie sich ohne Umweg in den Dachsbau von Kapitel 2.

Kapitel 2 handelt von Dachsen. Es spielt in den Black Mountains von Wales, wo ich viele Wochen zu verschiedenen Jahreszeiten verbracht habe. Ich habe etwa anderthalb

Monate unter dem Erdboden gehaust, teils in Wales und teils anderswo, allerdings über mehrere Jahre verteilt. Das Kapitel verdichtet diese Aufenthalte auf wenige Wochen und eine Rückkehr und bildet eine Collage aus all diesen Zeitabschnitten.

Es ist ein langes Kapitel, denn es führt in viele Themen und wissenschaftliche Fragen ein, die für die folgenden Kapitel relevant sind – zum Beispiel geht es um die Vorstellung, dass eine Landschaft eher durch Geruchseindrücke als durch visuelle Wahrnehmung konstruiert sein kann. Wegen dieser Ausführungen sind andere Kapitel kürzer, als sie es sonst wären.

Kapitel 3 befasst sich mit Fischottern. Sie sind Wanderer, die weite Strecken zurücklegen, und so sind sie in einem weit größeren Gebiet »daheim« als die anderen Säugetiere in diesem Buch. Sie schlängeln sich die Furchen des Landes entlang; wer ihre Wege kennt, der weiß, wie sich die Erde aufgefaltet hat. Und sie leben in verdünnten Lösungen dieser Erde. Wie auch wir, obwohl wir es normalerweise nicht so sehen. Ihre und unsere Vorfahren kamen aus dem Wasser, und die Otter kehrten später wieder dorthin zurück. Allerdings nicht ganz. Was mir den Zugang zu ihnen leichter macht als zu Fischen.

Dieses Kapitel spielt im Exmoor, wo ich einen großen Teil des Jahres verbringe. Es erstreckt sich über ein weites Gebiet, wie es Ottern entspricht, aber die Ausgangspunkte

bilden East Lyn River und Badgworthy Water sowie deren Zuflüsse aus dem Hochmoor und die Nordküste von Devon, in die sich der East Lyn River ergießt.

Kapitel 4 betrachtet den Stadtmenschen mit Nase, Ohren und Augen eines Fuchses.

Es ist im Londoner East End angesiedelt, wo ich viele Jahre gelebt habe. In dieser Zeit streunte ich nachts durch die Straßen und hielt Ausschau nach Fuchsfamilien.

In Kapitel 5 bin ich wieder im Exmoor und in den westlichen Highlands von Schottland, diesmal bei den Rothirschen.

Wir sehen sie vom Auto aus und glauben, wir würden sie besser kennen als die krabbelnden, wühlenden Wesen. Unsere Mythologie unterstützt diese anmaßende Vorstellung und widerspricht ihr zugleich. Gehörnte Götter wandeln anmutig durch unser Unbewusstes. Sie sind groß und sichtbar, aber dennoch Götter und stehlen sich davon, wenn sie uns bemerken.

Viel Zeit meines Lebens habe ich damit zugebracht, dass ich versuchte, Rothirsche zu töten. Dieses Kapitel ist eine andere Art von Jagd – es ist der Versuch, in den Kopf des Hirsches einzudringen anstatt aus zweihundert Meter Entfernung in sein Herz.

Kapitel 6 beschäftigt sich mit Mauerseglern, und der Handlungsort ist die Luft zwischen Oxford und Zentralafrika.

Mauersegler sind mehr als jedes andere Tier Geschöpfe der Lüfte und so schwerelos wie eine mikroskopisch kleine Qualle.

Ich bin von Mauerseglern besessen, seit ich ein kleines Kind war. Wenn ich in meinem Arbeitszimmer in Oxford am Schreibtisch saß, scharrte ein Pärchen in seinem Nest knapp einen Meter über meinem Kopf. Die kreischenden Sommerpartys in unserer Straße wurden genau auf meiner Augenhöhe gefeiert. Ich folgte den Mauerseglern quer durch Europa bis ins westliche Afrika.

Das Kapitel beginnt mit einer Reihe von Fakten, die viele verständlicherweise für umstritten und tendenziös halten. Ja, ich weiß, die Belege für viele dieser Annahmen werden sehr kontrovers diskutiert. Aber haben Sie Geduld mit mir, und lassen Sie uns sehen, wie weit wir damit kommen.

Indem ich mir die Mauersegler vornahm, habe ich mein Scheitern vorprogrammiert. Es war ziemlich dumm. Sie lassen sich nicht ansatzweise in Worte fassen. Man möge es mir als mildernden Umstand für meine Art von Annäherungsversuchen in diesem Kapitel anrechnen.

Im Epilog blicke ich auf meine Reisen in diese fünf Welten zurück. Waren sie vergebliche Liebesmüh? Habe ich etwas anderes beschrieben als das, was sich nur in meinem Kopf abspielte?

Ich hatte darauf gehofft, ein Buch zu schreiben, in dem nichts oder nur wenig von meiner eigenen Person auf-

scheint. Diese Hoffnung war naiv. Es wurde (viel zu sehr) ein Buch über meine Rückkehr zur Natur, mein Bekenntnis zu meiner vormals ungekannten Wildheit und meine Klage über den Verlust dieser Wildheit. Tut mir leid.

Oxford, Oktober 2015

ERDE 1
Dachs

Wenn Sie sich einen Wurm in den Mund stecken, nimmt er die Hitze darin als etwas Bedrohliches wahr. Man sollte meinen, dass er dann einen Ausbruchversuch in die Tiefe unternimmt, in die schwärzere Dunkelheit, die normalerweise Heimat und Geborgenheit bedeutet, und in Richtung Ihrer Speiseröhre kriecht. Aber das tut er nicht. Er hat es auf die Lücken zwischen Ihren Zähnen abgesehen. Und in meinem Gebiss gibt es viele davon, im Sheffield der Siebzigerjahre trug niemand eine Zahnspange. Der Wurm macht sich so dünn wie ein Faden und zwängt sich hindurch. Falls ihm das misslingt, wie es bei gut gemachten Brücken der Fall ist, dreht er durch: Er schlägt wild hin und her, schleudert das Ende seines Körpers kreisförmig um seine Mitte und peitscht Ihr Zahnfleisch. Letztlich rollt er sich frustriert an der feuchtesten Stelle neben dem Zungenbändchen zusammen und überdenkt seine Lage. Aber sobald Sie den Mund wieder öffnen, prescht er los, er presst seinen Schwanz gegen den Boden Ihrer Mundhöhle

wie ein Läufer, der sich vom Startblock abstößt. Das ist alles ziemlich eklig. Und ein gutes Argument für eine Feuerbestattung.

Wenn Sie zum ersten Mal in einen Wurm beißen, erwarten Sie eine Reaktion von der Art, wie sie jeder Angler kennt und hoffentlich hasst: Der Wurm krümmt und windet sich und versucht, vom Haken loszukommen.

Doch es geschieht etwas anderes. Selbst wenn Sie sich, so wie ich, nicht überwinden können, den Wurm zwischen den Backenzähnen zu zermalmen, sondern behutsam mit den Schneidezähnen daran knabbern, wird der Wurm trotzdem zerquetscht. Darin scheint der Unterschied zu liegen. Zerquetschte Tiere rühren sich nicht, sie scheinen nichts zu spüren. Als sich einmal ein ansehnliches Stück Schottland löste und auf meinen Arm krachte, tat es mir kein bisschen weh. In meinem Fall lag das daran, dass Endorphine in meinen Körper gepumpt wurden, die mich mit einem schummrigen Hochgefühl beglückten wie nach Opiumgenuss, und dass mich der Anblick der Knochensplitter und durchtrennten Nerven völlig in den Bann schlug. Möglicherweise haben Ringelwürmer ja ein krudes, auf Opiaten basierendes Schmerzregulierungssystem. Was ich aber bezweifle: Es wäre ein absurder evolutionärer Aufwand. Wie auch immer, beide Hälften des Wurms kapitulieren. Und dann kann ich den Wurm zwischen die Backenzähne schieben und zerkauen.

Regenwürmer schmecken nach Schleim und der Erde, aus der sie kommen. Sie sind der Inbegriff eines regionalen Nahrungsmittels und haben, wie Weinkenner sagen würden, ein sehr ausgeprägtes Terroir. Der Wurm aus Chablis hat einen langen, mineralischen Abgang. Sein Artgenosse aus der Picardie schmeckt muffig, nach Fäulnis und gesplittertem Holz. Würmer aus dem High Weald von Kent schmecken frisch und schnörkellos; man könnte sie zu gegrillter Seezunge empfehlen. Hingegen zeichnet den Wurm aus der Küstenebene von Somerset sein dumpfes, unzeitgemäßes Stout-Bier- und Lederaroma aus. Der Wurm aus den Black Mountains in Wales wiederum lässt sich kaum klar bestimmen; er wäre bei einer Blindverkostung eine echte Herausforderung. Ich bin nicht Angeber genug, um mich an seine Beschreibung zu wagen.

Im Allgemeinen ist der Geschmack des Körpers vorherrschend. Der Schleim schmeckt anders und kann rätselhafterweise variieren. Zum Terroir des Körpers steht er in keinem offensichtlichen Zusammenhang. Man kann den Schleim ablutschen, und beim Chablis-Schleim lässt sich zumindest im Frühjahr eine Note von Zitronengras und Schweinekot feststellen. Der Schleim des Weald hingegen erinnert an überhitzte Schleifscheiben und Mundgeruch.

Auch ändert sich der Geschmack je nach Jahreszeit, allerdings weniger stark, als man annehmen würde. Abhän-

gig von der Saison stechen vielmehr einzelne Geschmackselemente stärker heraus: Es findet eine Verlagerung der Hauptnote statt. In Norfolk dominiert Windeleinlage gegenüber Paraffin im August stärker als im Januar, aber beide sind das ganze Jahr über vorhanden.

Die Nahrung eines Dachses besteht im Durchschnitt zu etwa fünfundachtzig Prozent aus Regenwürmern. Diese Tatsache kostet den Dachs einiges von seinem Charisma, macht ihn aber auch auf spannende Weise unzugänglich.

Für den Einstieg eignen sich Dachse einerseits bestens, andererseits überhaupt nicht. Überhaupt nicht deshalb, weil wir meinen, sie zu kennen. Die Dachsvermenschlichungen aus unserer Kindheit sind uns ganz besonders lieb und teuer, und wir finden sie sogar noch glaubwürdig, wenn wir groß und unsentimental geworden sind.

Eine Pfeife mit Kräutertabak klemmt gemütlich zwischen Grimbarts kräftigen, niemals ausrenkbaren Kiefern. Die Hinterbeine, bei den Pavee als Räucherschinken geschätzt und darauf ausgelegt, auf der Suche nach Würmern und Wurzeln Tausende von Kilometern durch nächtliche Wälder zurückzulegen, machen sich bestimmt gut in Moleskin-Kniebundhosen. Die Vorderpfoten, mächtig grabende und reißende Maschinen, sehen ganz danach aus, als könnten sie nach einem üppigen Sonntagsbraten eine Messinggürtelschnalle öffnen. Oft sind die Burgen der Dachse jahrhundertealt, was auf Solidität und Weisheit schließen

lässt. Gebieterisch schütteln sie ihr würdevolles gestreiftes Haupt, wenn sie die Pläne leichtsinnigeren Getiers missbilligen.

Aber sie sind für den Einstieg ideal, weil Bilderstürmerei bei einem Dachs viel einfacher ist als beispielsweise bei einem Reiher, mit dem ich mich weitaus weniger beschäftigt habe. Dachsen nachzustellen ist die beste Methode, um seine Sentimentalitäten loszuwerden. Diese Tiere sind großartige Lehrer. Wenn sich die Dämmerung über den Wald herabsenkt, blicken sie einem listig in die Augen, befingern nachdenklich die Träger ihrer Cordhosen und schlitzen einem dann das Gesicht auf.

*

Für mich bedeuteten Dachse Burt und die Black Mountains. Nicht weil ein offensichtlicher Zusammenhang zwischen Dachsen und Mittelwales besteht; das ist nicht der Fall. Somerset, Gloucestershire oder Devon wären da naheliegender. Aber Burt hat einen Bulldozer.

Burt und ich kennen uns schon ewig. Wir haben zusammen an einigen der unangenehmsten Orten des Planeten Blut verloren, gelitten, geflucht und gezecht. Und jetzt ist er Bauer, lispelt und wandelt über das steilste und unfruchtbarste Stückchen Scholle auf den Britischen Inseln. Auf dem freien Feld sind es die Steine und

das Gefälle, die verhindern, dass dort etwas Profitables wächst; in den Tälern sind die uralten, feuchten Wälder mit dem breitblättrigen Gestrüpp schuld. Doch das kümmert Burt nicht weiter. Man braucht kein Geld für selbst gemachten Cider, selbst gemachten Sex und einen tollen Ausblick.

Er holte uns am Bahnhof von Abergavenny ab. Ich hatte mein eigenes Junges dabei: Tom, acht Jahre alt. Dachse sind überaus gesellige Familientiere. Ein einsamer Dachs ist ein Ding der Unmöglichkeit. Und Tom, der eine ausgeprägte Legasthenie hat und daher mit einer verblüffend holistischen Weltsicht und einem tiefen Verständnis für Zusammenhänge gesegnet ist, steht dem Dachs vermutlich viel näher als ich. Ihm ist meine Behinderung fremd: die tragische Krankheit, Dinge dann und nur dann als bedeutsam zu erkennen, wenn sie sich in einen Aussagesatz packen lassen.

Zwar können Dachse effektiv und ausgiebig kommunizieren, aber, nach allgemeiner Einschätzung, ohne die Bürde der Abstraktion. Dabei muss man sich der verhängnisvollen geschriebenen Sprache bedienen, die Dinge manchmal zu etwas ganz anderem macht, als sie eigentlich sind: Eine Wurzel verwandelt sie in das Wort »Wurzel« und häuft so viele Bedeutungsnuancen darauf, dass das eigentliche Ding darunter erstickt. Tom weiß noch, was eine Wurzel ist, und wird es immer wissen. Ebenso wie der Dachs, der

gern Wurzeln verspeist, jedoch Abstraktionen verschmäht. Tom definiert »Tom« ökologisch, also im Hinblick auf das Netzwerk der Beziehungen (mit anderen Menschen und mit der Natur an sich), in dem er lebt und von dem er abstammt. Das ist exakter als mein eigenes Selbstbild, zudem gesünder, interessanter und dachsartiger. Dass es in einem Dachsbau viel morbiden Atomismus gibt, bezweifle ich. Außerdem ist Tom 1,37 Meter groß. Ich bin 1,90 Meter. Damit ist er der Weltsicht des Dachses im wahrsten Sinne des Wortes näher als ich. Farne streifen sein Gesicht, genau wie das des Dachses. Und seine Nase ist dichter über der Lauberde, von der er und ich und alle Dachse letztlich ein Teil sein werden und die dem Regenwurm seine Lebensgrundlage bietet.

Wir kletterten in Burts Land Rover, fuhren los, machten noch mal kehrt, um die hintere Stoßstange aufzuheben und wieder zu befestigen, gingen in einen Laden, wo wir uns mit Pasteten aus dem Fleisch zum Tode verdammter Kühe vollstopften (weil wir uns nicht sonderlich auf die Regenwürmer freuten), und fuhren zur Farm.

Es war vor einigen Jahren in Burts Küche gewesen, dass ich zum ersten Mal ernsthaft in Erwägung gezogen hatte, ein anderes Tier zu werden. Das lag nicht daran, dass Burt ein ambiges Wesen ist und lustig zwischen Menschsein und Tiersein pendelt; dass er das tut, wusste ich längst. Es macht einen Großteil seines Charmes aus. Der Grund war

auch nicht, dass seine Küche ein sich mal in die eine, mal in die andere Richtung ausdehnendes Grenzgebiet zwischen Wildnis und Peppa Wutz ist. Nein, es war wegen seiner Frau Meg. Weil sie eine Hexe ist.

Und zwar eine von der denkbar freundlichsten Sorte. Sie steckt Nadeln in Menschen, um ihnen zu helfen, und nicht in Wachspuppen, um Menschen zu schaden. Aber sie hat dieselbe Auffassung von der Vernetztheit der Dinge, die sie in *merry old England* auf den Scheiterhaufen gebracht hätte.

Burt ist eher ein Vertrauter als ein Ehemann; ein Gefährte von der anderen Seite einer dieser willkürlichen Artengrenzen, zottelig und tapsig, lässt sich aber gut mit Gin anlocken.

Burt und ich sind uns vor fünfzehn Jahren in der Sahara begegnet, beim Marathon des Sables, den er mit Green-Flash-Tennisschuhen lief. Ich rieb Jod auf die Überreste seiner Füße, und er lud mich auf seine Farm ein.

In diesem Tal wurde er geboren, von dort aus lispelte er sich durch die Welt: von Diamantminen in Namibia über Cambridge und Tierkliniken in Äthiopien, Afghanistan und Gaza bis zu Meg mit ihren prächtigen Schlüpfern und dem Schafscherschuppen.

In ihrer Küche laufen Fäden zusammen. Der Farbton der Hügel setzt sich im Teppich fort. Neben dem PC liegt ein Axtkopf aus der Bronzezeit. Das »Tibetanische Totenbuch«

steht neben Jamie Oliver. Ein Kessel mit halluzinogenen Kräutern hat seinen Platz neben den Chicken Nuggets gefunden.

Für Meg steht außer Frage, dass ich, oder auch jeder andere, ein Tier sein kann.

»In allen zivilisierten Kulturen ist das gang und gäbe. Die Schamanen wechseln zwischen ihrem Körper und dem von Bären, Krähen oder was auch immer hin und her. Du möchtest fliegen? Es gibt ein Dutzend Mixturen, die dir Flügel verleihen. Dort drüben habe ich ein paar Rezepte.« Dabei deutete sie aufs Bücherregal.

»Du willst ein Fuchs sein? Dafür brauchst du nur ein bisschen Übung in einem abgedunkelten Raum mit einer Kerze und einem Huhn. Letztlich befinden sich diese Geschöpfe ja in der Evolution nur ein paar Jahre weiter flussaufwärts als wir. Es gibt Boote, die rasch gegen diesen Strom fahren können. Ich kenne ein paar der Bootsführer. Und wenn du es schlau anstellst, kannst du sogar die Fließrichtung umkehren.«

Das hatte ich damals nicht bezweifelt und tue es heute erst recht nicht. Obwohl ich so eine Verwandlung wollte, machte sie mir aber auch Angst. Keine Angst hatte ich hingegen vor Physiologiebüchern und Empathie. Ich wollte sehen, wie weit ich damit ins Fell eines Dachses schlüpfen konnte.

Ich hatte vor, mich in den Hang eines flachkuppigen Hügels hineinzugraben. Auf dem Gipfel dieses Hügels pflegten Männer einst ihre Kinder zu töten. Dachse tun so etwas nicht; sie wissen, dass Hunde, Lkws, Tuberkulose und Hunger bereits genug für die Götter dahinraffen.

Von der Kindsopferstätte erstreckt sich Geröll bis in die Ebene, wo sich Gras an die Steine klammert, dann weicht das Gras zählebigem Farngestrüpp, das am Fluss schließlich von Eichen, Eschen, Buchen und Holunder abgelöst wird. Der Holunder ist wegen des Wassers hier und die Dachse wegen des Holunders: Sie mampfen Holunderbeeren wie Kinder Chips, ihr Kot ist voller Knöllchen aus deren Samen; Holunder und Dachse treten also gemeinsam auf. Oft findet man Dachsbaue in Gewässernähe, aber der Grund dafür ist der Holunder. Ich habe noch nie Dachse an einem Fluss Wasser trinken sehen (obwohl sie das sicherlich tun), und mit ihren Grabpfoten haben sie nie gelernt, Fische aus dem Wasser herauszuschleudern. Anscheinend decken sie ihren Wasserbedarf größtenteils über die Regenwürmer.

Träge plätschert der Fluss über sumpfiges Wollgras und Torfmoos, wozu die übersprudelnde Lebendigkeit der Brachvögel nicht recht zu passen scheint. Erst acht Kilometer später halten die Schnepfen den Schnabel. Bis der Fluss das Tal der Dachse erreicht, hat er viel erfahren und trägt zahlreiche Stimmen und Gespräche mit sich. Eine Menge

Lebewesen mit ganz unterschiedlichen Ohren kommt, um ihm zu lauschen und sich zu unterhalten. Andernfalls wären auch die Dachse nicht hier. Eintönigkeit können sie sowohl bei Unterhaltungen als auch bei ihrem Speiseplan genauso wenig leiden wie wir. Von Brachvögeln können sie nicht leben – sie ernähren sich von Ökosystemen.

Es gibt guten Grund zu der Annahme, dass Dachse schon vor den bronzezeitlichen Kindsmördern in diesem Tal lebten. Hier existieren einige riesige Dachsburgen – verschlungene Labyrinthe, die den Berg durchlöchern. Es würde dröhnen wie eine Bodhrán, wenn einer der finsteren Götter, erbost über den Geschmack eines Kindes, dort auf dem Boden aufstampfte.

Die Population ist alt und isoliert; offenbar herrschte hier kein so kommunikationsfreudiger Austausch wie bei den Dachsen im Tiefland. Wenn Männchen nach einer erfolglosen Partnersuche in ihrer Heimat auf Wanderschaft gingen, schafften sie es wohl nur selten bis zu dieser Redoute. Und so kursierte die DNA immer unter ihresgleichen, was die Population im Lauf der Jahrhunderte schwächlich und anfällig machte. Einer der Schädel, den wir in einer Abraumhalde entdeckten, hatte einen Kiefer mit merkwürdigem Vorbiss, ein anderer einen Scheitelkamm wie ein Kakadu. Manche der Pfotenabdrücke auf den Dachspfaden wiesen sechs oder sieben Zehen auf.

Dass Dachsschädel im Abraum zu finden sind, liegt daran, dass Dachse oft unterirdisch im Kreis ihrer Familie sterben und dort verscharrt werden. Häufig sind ihre Leichen auch der Grund, warum eine neue Abzweigung gegraben wird. Omas Leiche bestimmt die Räumlichkeiten für die nächsten Generationen. Wir begraben unsere Leichen ja auch gern am Ortsrand, wo sie uns nicht in die Quere kommen.

Gebunden mit Schutzumschlag,
288 Seiten, € 20,00 (D)/€ 20,60 (A)
ISBN 978-3-89029-262-5
Auch als E-Book erhältlich.

TIER SEIN –
EIN RADIKALER SELBSTVERSUCH!

Was fühlt ein Tier, wie lebt es und wie nimmt es seine Umwelt wahr? Um das herauszufinden, tritt Charles Foster ein faszinierendes Experiment an. Er schlüpft in die Rolle von Dachs, Otter, Fuchs, Rothirsch und Mauersegler. Er haust in einem Bau unter der Erde, schnappt in einem Fluss mit den Zähnen nach Fischen und durchstöbert Mülltonnen auf der Suche nach Nahrung. In die scharfsinnige und humorvolle Schilderung seiner skurrilen Erfahrungen lässt er wissenswerte Fakten einfließen und stellt sie in den Kontext philosophischer Themen. Ein überwältigendes Buch, das erstaunt, fesselt und berührt.

»Ein Buch, wie ich noch keines zuvor gelesen habe –
voller Weisheit und Empathie.«
PETER WOHLLEBEN, Autor von *Das geheime Leben der Bäume*
und *Das Seelenleben der Tiere*

Best.-Nr. 90321